



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wickhoff, Franz: Goethes Briefe aus Italien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ermäßigungen. 3. Wie hoch daneben das Durchschnittseinkommen eines deutschen Anwalts bei jeder zu 1 erwähnten Klasse insgesamt zu veranschlagen ist. 4. Wie hoch sich in den einzelnen Bundesstaaten Ausgaben und Einnahmen a) bei der streitigen Zivilgerichtsbarkeit, b) bei der Strafgerichtsbarkeit, c) bei der freiwilligen Gerichtsbarkeit belaufen.

Braunschweig.

W. Kulemann.



Goethes Briefe aus Italien.

Don Franz Wickhoff.

1.



Im September vergangnen Jahres hatten sich in manchen kleinen Orten Tirols Freunde zusammengethan, um mit heitern, unschuldigen Festen die hundertjährige Wiederkehr der Tage zu feiern, an welchen Goethe auf seiner Reise nach Italien dieses oder jenes Städtchen berührt hatte. Später stellten die Deutschen in Venedig an dem Hause, das er dort bewohnt hatte, eine Erinnerungstafel auf. Aber schon so bescheidne Veranstaltungen erregten Besorgnisse. Einflußreiche Tagesblätter brachten Untersuchungen, ob die Durchreise Goethes hier und dort für ihn, für den Ort, für die Nation von Bedeutung gewesen sei. Sene Männer und Frauen, die zu Goethes Andenken in fröhlicher Herbstfreude die Gläser hatten klingen lassen, mußten sich wohlmeinende Zurechtweisungen gefallen lassen. Es war ein Flüstern hin und her, als ob eine Gefahr drohte, gegen die man sich bei Zeiten waffnen mußte.

Die Deutschen haben eine alte Furcht, ihre großen Männer möchten zu stolz werden. Will sich solcher Übermut wieder offenbaren, dann schleicht mancher umher, beklommen spähend, wo wohl der beste Platz sei, seinen Knüttel hinzuworfen, damit der zu hoch gewordene Landsmann stolpere und sich seiner Menschlichkeit bewußt werde. Solcher nachbarlichen Fürsorge haben sich sonst nur die Lebenden zu erfreuen; Goethe hat sie während seines langen Lebens genug erfahren. Unsterblich aber wie er und aus dem Staube sich immer wieder selbst erzeugend sind auch jene Bekümmerten, die seine bloße Existenz quält und drückt, denen jede laute Erinnerung an ihn wehe thut.

Vor kurzem fragte mich ein unterrichteter und sonst eben nicht unbillig denkender Mann, ob ich den Aufsatz gelesen hätte, der den Nachweis führt, daß

Goethe seine gerühmten tiefen Gedanken aus den Schriften des Giordano Bruno abgeschrieben habe? Es war aber auch an der Zeit! sagte er. Und dabei suchte es über sein Gesicht wie ein Wetterleuchten, das einen heitern Zukunftstag verspricht, einen Tag, an dem ehrliche Arbeit, bürgerliche Tugend und wohlverbriefte Würde allein gelten werden, an dem jene übergepriesenen Übermenschen neben den alten ägyptischen Porphyrstaturen und andern Kolossen in den Antiquitätenkammern verschlossen stehen werden.

Es sind jetzt hundert Jahre verflossen, seit Goethe seine Reise nach Italien machte. Das Jahr 1787 brachte er ganz in Italien zu. Warum sollte man sich nicht freudig daran erinnern, sich nicht von neuem der Geschenke erfreuen, die er uns reichlich von dort heimgebracht hat? Es ist ein Fest für alle und für jeden Einzelnen von uns, daß Goethe hundert Jahre vor uns gelebt und gewirkt hat, sodaß der Same, den er mit segnender Hand austreute, Zeit hatte zu keimen, daß wir nun Blüten sehen und uns an den reisenden Früchten erquicken können.

Zuweilen gemahnt es einen, als wandelte er noch unter uns. Mißwollen störte ihn nie; wurde er mit seinen Gaben abgewiesen, gleich brachte er neue und reichere herbei. So überhäuft er uns noch heute, das Widerstreben in alter Weise bekämpfend, mit unschätzbaren Geschenken. Die nun geöffneten Schreine seines Hauses boten uns vergangnes Jahr jene merkwürdigen Briefe an Behrlich mit der Schilderung des frühen Ausbruchs eines leidenschaftlichen Herzens, und, als sollte des Guten kein Ende sein, werden uns zur hundertjährigen Wiederkehr der Reisejahre Goethes Briefe und Tagebücher aus Italien bescheert, aus denen er später durch Weglassen und Zusetzen die italienische Reise zusammenstellte. Sie sind im Auftrage der Goethegesellschaft von Erich Schmidt herausgegeben worden, mit sorgfältigen Erklärungen und einer feinen Einleitung.*)

Sie gewähren uns einen neuen Einblick in diese wichtige Periode seines Lebens. Wo Goethe so viel des Erlebten mit allen seinen Bedingungen und Wirkungen mitgeteilt hat, erscheint es fast verwegen, anders als mit seinen Worten Ereignisse seines Lebens schildern zu wollen. Und doch ist es wieder eine Pflicht, sobald uns eine neue Quelle für die Kenntnis dieses Lebens erschlossen wird, darauf hinzuweisen, das Neue mit dem Bekannten zu vergleichen und in dasselbe einzuordnen.

Goethe hatte sich, als er seine Reiseindrücke in späteren Jahren zu jenem bekannnten Buche über die italienische Reise zusammenstellte, von seinen Freunden die Briefe und Tagebücher, die er von Italien aus an sie gesandt hatte, zurückgeben lassen. Nachdem er sie ausgezogen und verarbeitet hatte, vernichtete er einen großen Teil, mehr als die Hälfte; nur die Schriftstücke über den ersten

*) Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder. Schriften der Goethegesellschaft, im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt. Weimar.

Teil der Reise bis zum Aufenthalt in Neapel im Frühling 1787 blieben, mehr zufällig, vollständig erhalten. Eben diese sind uns jetzt bekannt gemacht worden, und sie zeigen, daß wir Veranlassung und Stimmung während der Reise nicht immer richtig beurteilt haben.

Zehn Jahre hatte Goethe in Weimar gelebt. Was ihn im Drange der Geschäfte, was ihn in den stillen Stunden geistiger Sammlung und künstlerischen Schaffens erfüllte, haben uns in einem treuen Bilde seine Briefe an Charlotte von Stein erhalten. Wie er sich erst von dem stillen, feinen Wesen der außerordentlichen Frau angezogen fühlte, wie sie seine dumpfe Jugend beschwichtigte — seine Befänztigerin nennt er sie —, davon hat er in der Sphigenie ein poetisches Gleichnis hingestellt. Seine ruhige Neigung wird bald zur heftigen Leidenschaft, die er ihr in unzähligen Briefen bekennt. So weit es ihrer schönen, aber ebenen, flutenlosen Seele möglich ist, erwiedert sie die treue Liebe mit aufrichtiger Neigung. Diese Briefe, immer gleich in ihrem Wesen wie die Wogen des bewegten Meeres, aber in ihren Gestalten immer wechselnd, sind das kostbarste Besitztum unsrer Literatur geworden. Sie sind mit nichts zu vergleichen, was sonst von Zeugnissen erregter Seelenzustände bekannt geworden ist. Wie Goethes Lieder, üben die Bände, in denen sie gesammelt stehen, einen leisen Zwang aus, sie immer und immer wieder zur Hand zu nehmen.

Auf diese in ihrer Einfachheit so tief poetischen Ergüsse, auf diese nie ermüdende Schilderung eines bedrängten Herzens folgten als das nächste Bekenntnis aus Goethes Leben die Bücher der italienischen Reise in ihrer klassischen Ruhe: rein objektive Darstellung des Geschauten und Erlebten. Das achtzehnte Jahrhundert hatte eine berühmte Beschreibung einer Reise nach Italien, Sternes sentimentale Reise, ein Buch, das in der europäischen Literatur Epoche machte. Nichts als Empfindungen enthält es, jeder äußere Gegenstand läßt aus der Seele Schmerzen und Freuden in Farben und eine ganze Girandola von Witzfunken aussprühen. Man merkt es kaum, so wenig wird man auf die äußeren Umstände aufmerksam gemacht, daß der Reisende abbricht, noch ehe er den Boden Italiens betreten hat; denn es war eben nicht eine Reise hierhin und dorthin, sondern eine Reise in das eigne Herz. Wie hatte dieses Buch noch auf den Werther eingewirkt! In Goethes italienischer Reise aber ist nun gar nichts mehr davon, nicht einmal etwas von dem, was man geistreich nennt, kein Witz, kein Einfall; immer stehen die Dinge da, wie sie sind, und wenn sie einmal gerückt und gedreht werden, so ist es nur, um sie an den Platz zu stellen, von dem aus ihre Stimme besser vernehmbar wird.

Ist es uns zu verdenken, wenn wir früher schlossen, Goethe habe jene ewige Spannung der Liebe nicht mehr ertragen können, es habe ihn endlich jenes „süße Gift der unbefriedigten Liebe“ krank gemacht, er habe in der Entfernung, die eine Trennung vorbereiten sollte, in ruhiger Betrachtung von südlicher Natur und Kunst gesunden, die ersehnte Ruhe finden wollen?

Andres lehren uns die neu bekannt gewordenen Briefe, die er regelmäßig an jedem Posttage an Frau von Stein sandte, während er daneben, wenigstens bis zur Ankunft in Rom, ein an sie gerichtetes Tagebuch führte. Es steht alles darin, was wir in der italienischen Reise lesen, aber in wie anderm Lichte erscheint es! Was er sieht, was er erlebt, sieht er, erlebt er nur für die geliebte Frau; nicht wie ein Gegensatz zu den Briefen an Charlotte während der letzten Jahre, sondern wie eine höchste Steigerung alles dessen, was wir dort mit Anteil und Bewunderung lesen. Waren in den früheren Briefen nur die zärtlichen, die sehnsuchtsvoll bekümmerten Töne angeschlagen, so bricht nun in den Briefen aus Italien wie mit Naturgewalt hervor, was früher der leidenschaftlichen Rede und Gegenrede aufgespart war. Sein erstes ist, als er endlich in das so lange ersehnte Rom kommt, an sie zu schreiben; an sie ist auch wieder sein letztes Wort gerichtet, ehe er die Stadt verläßt. In dem vollen Bewußtsein, die wichtigste Periode seines Lebens abgeschlossen zu haben, sucht er in einem tief ergreifenden Briefe die ganze Summe seines Verhältnisses zu ihr zu ziehen. Ein Vorwurf von ihr über seine geheime Abreise reißt ihn aus seiner ganzen Thätigkeit, und mit rührenden Worten fleht er sie an: „Erleichtere mir meine Rückkehr zu dir, damit ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe, sieh mich nicht von dir geschieden an, nichts auf der Welt könnte mir ersetzen, was ich in dir verlore.“ Aber nicht nur in solchen Augenblicken, wo in Schmerz und Liebe seine große Seele hervorbricht, jeden Tag und jede Stunde gedenkt er ihrer. Das Tagebuch wollte er erst schreiben, daß es mittheilsam wäre, daß sich auch die andern Freunde daran erfreuen könnten; „es ging aber nicht — sagt er —, es ist allein für dich.“ Im großen und im kleinen gewinnt die Darstellung ein neues Interesse. Bei der Erklärung der italienischen Uhr z. B. heißt es in der gedruckten Reise mit etwas gezwungener Wendung: „Um mich ferner in einem wichtigen Punkte der Landesgewohnheit gleich zu stellen, habe ich mir ein Hilfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundeneinteilung mir leichter zueignen möchte.“ Jetzt lesen wir die einfachen Worte: „Damit dir die italienische Uhr leichter begreiflich werde, habe ich gegenüberstehendes Bild erdacht.“ Sie soll die beständige Teilnehmerin sein an allem, was er gewinnt, mit ihm soll sie reicher werden, unerschöpflich ist er in der Wiederholung, daß alles nur für sie bestimmt ist. „Wozu sähe ich das alles, wenn ich es dir nicht mittheilen könnte“ — „Behalte es aber für dich, wie es nur für dich geschrieben ist.“

Vielleicht ist keine Stelle für den Unterschied des gedruckten Buches und der Briefe, aus denen es entstanden ist, bezeichnender, als das Blatt vom 27. Oktober 1786 aus Terni, das aus einer Abschrift der Frau von Stein schon früher bekannt geworden war, ohne daß man seine Wichtigkeit erkannt hätte. In der italienischen Reise heißt es: „Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten; das Städtchen liegt in einer köstlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um dasselbe mit Freuden beschaute, am

Anfange einer schönen Pleine zwischen Bergen, die alle noch Kalt sind u. s. w.“ In den Briefen lesen wir: „Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten, wende ich mein Gebet zu dir, mein lieber Schutzgeist. Wie verwöhnt ich bin, fühle ich erst jetzt, zehn Jahre mit dir zu leben, von dir geliebt zu sein und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mirs voraus, und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Daß uns keinen andern Gedanken haben, als unser Leben miteinander zu endigen.“ Hierauf folgt die Beschreibung der Lage von Terni, die er nur wenig verändert drucken ließ. Daß er selbst in so bewegter Stimmung klar und rein zu sehen vermochte, daß ihm die sichere Hand niemals versagte, das Geschaute darzustellen, hat zu dem Mythos von Goethes Kälte geführt; als lebten wir tausend Jahre von ihm entfernt, als wäre jede Kunde verschollen von seinem reichen Herzen, das immer voll und offen war.

Wie einst Sterne, so reiste auch Goethe mit seinem Herzen, nur daß Menschenherzen so verschieden sind wie Menschengesichter. Nicht neben seiner Liebe besteht seine Objektivität, sondern sie wird recht eigentlich genährt durch das, was heimlich in ihm ist. Auf dem Grunde eines klaren Bergsees sprudeln Quellen, langsam wachsen in ihm vielfach verschlungene Pflanzen, und von der verschlossenen Muschel bis zu dem flüchtigen Fische hegt er ein Reich buntbewegten Lebens. Die stille Oberfläche aber spiegelt, was ihn umsteht und umdrängt, Felsen, Wiesen und Wald, und was über ihm wandelt, die Sonne bei Tage, und zur Nachtzeit den Mond und Sterne.

2.

Worin bestand nun jene höchste Notwendigkeit, die ihn zwang, sich von seiner Liebe loszureißen? Er hat sich oft darüber ausgesprochen, nicht nur an die Freundin, auch an Herder und an den Herzog. Ja wie seine reine Seele keinen Unterschied kennt zwischen hoch und gering, wenn er einmal schätzen und lieben gelernt hat, fühlt er es als eine Pflicht, sich auch gegen den Diener zu erklären, den er zurückgelassen, gegen ein Kind, das er mit liebender Sorgfalt erzogen hat. Seine Gründe hat er nie einfacher ausgesprochen als in jenem Briefe an Fritz Stein: „Mache dir keine traurige Vorstellung von meinem Außenbleiben. Es war mir höchst nötig, daß ich wieder eine Masse von Kenntnissen, von neuen Begriffen mir eigen machte, an denen ich wieder eine Weile verdauen kann. Es wird mir und all den Meinen zu Gute kommen.“

Er hatte sich erschöpft, im Geschäftsleben verloren, nicht zum wenigsten vielleicht in den jahrelang währenden Mitteilungen an Charlotte. Er bedarf neuer Eindrücke, wenn er seine Gestaltungskraft nicht verlieren soll, als Künstler fühlt er sich bedroht. Kein äußerer Zweck treibt ihn, nicht bestimmte Studien, nicht einmal die Absicht, sich in den bildenden Künsten zu vervollkommen, für

die er sich in quälenden Jugendtagen bestimmt glaubte. Eigne bildkünstlerische Thätigkeit kommt in Italien erst später hinzu, mehr angeregt durch seinen Umgang mit Künstlern, niemals als Selbstzweck, sondern nur um für Anschauen und Aufnehmen empfänglicher zu werden. „Ich will, sagt er, so lange ich hier bin — und das ist das eigentliche Programm seiner Reise —, die Augen aufthun, bescheiden sehen und erwarten, was sich mir in der Seele bildet.“ „Wie eine Flasche sich leicht füllt, die man oben offen unter das Wasser stößt, so kann man hier leicht sich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereit ist.“ „Ich bin fleißig — sagt er ein andermal —, ich nehme von allen Seiten ein und wachse von innen heraus.“ Italien hat er zum Ziele seiner Reise gewählt, weil er hier in Natur und Kunst des Neuen am meisten sehen kann; er, der der Todfeind aller leeren Worte ist, will endlich, was ihm von früher Jugend an in Texten und Kommentaren vom Altertume überliefert wurde, durch Aufsuchen der klassischen Gegenden, Ruinen und Kunstüberreste vor sich lebendig machen. Er will seine Seele erweitern und reinigen, ihr zunächst den „höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst“ geben. „Ich will nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist.“ Nichts wäre vergeblicher, als wenn man um Goethes Aufenthalt in Italien eine Darstellung der damaligen Zustände der Gesellschaft, der Wissenschaft, überhaupt der höhern Kultur des Landes gruppieren wollte; nicht auf das gegenwärtige, „auf das Rom, das alle zehn Jahre wechselt,“ sondern auf das Bleibende in Natur und Kunst kam es ihm an.

Man hat es Goethe oft zum Vorwurfe gemacht, daß er für gewisse Zeiten der italienischen Kunst keinen Sinn und kein Auge hatte; gewichtige Stimmen wie die Niebuhrs hielten mit ihrem Tadel nicht zurück. Die bildende Kunst nahm in jener Zeit eine eigentümliche Stellung ein. Ein sonderbarer Umschwung bereitet sich vor oder hat sich schon halb vollzogen. Die Kunst lag im Sterben, und überall standen Literaten, die ihr erhebende Totengebete vorsprachen. Das Geschlecht der großen Freskomaler, das durch Jahrhunderte hindurch die römischen Kirchen und Paläste mit rauschenden Darstellungen geschmückt hatte, war abgestorben und versprach keine neuen Schöplinge mehr. Die letzten dieser Arbeiten hatte schon schlecht und recht ein zugewanderter Deutscher ausgeführt. Die Kunst hatte keinen mütterlichen Boden mehr. Die Zeit reifte heran, in der ein Däne in Rom unter dem Beifall Deutschlands griechische Skulptur nachahmte. Soll man es beklagen oder belächeln, daß es heute noch Bildungsschichten giebt, in welchen dieses Ereignis als eine Blüte der Kunst gepriesen wird?

Nichts ist inniger mit dem Boden verwachsen, nichts so fein mit unsichtbaren Fäden an das innerste Wesen eines Volkes geknüpft als seine bildende Kunst, das Widerspiel seiner Sprache. Wie ein Volk in diese sein Empfinden, die ganze weite Erfahrung seiner Kinderjahre legt, so ist jene das Abbild dessen, was es mit

treuen Augen im Vaterlande hat wachsen sehen, was ihm in Mannesjahren die Phantasie als Ideal ausgebildet hat. Ein Künstler, der mit seinem Volke nicht mehr zusammenlebt, der aus der Seele des Volkes nicht seine tägliche Nahrung ziehen kann, ist wie ein Fisch ohne Wasser, wenn er nicht wie ein glatter Salamander ist, der sich in jedem Elemente zurecht findet. Ausführung und Gegenstand hingen bisher notwendig zusammen. Bemühen mußte man sich um die technischen Mittel, die Bewältigung der Formen lernte der Schüler. Aber niemals bemühte sich ein Künstler um die Gegenstände. Die waren da, sie erzeugte der Tag. Die Vorstellungen, deren die allgewaltige Kirche, deren die Frömmigkeit oder die Prachtliebe des Einzelnen bedurfte, sie riefen nur nach dem Künstler, damit er sie verkörpere. Niemand hatte bisher noch so niedrig von der Kunst gedacht, daß er an ihrer Kraft gezweifelt hätte, die aufgegebenen Stoffe zu bewältigen. Es war eine gute Zeit, in der überall das Bedürfnis nach Kunst früher da war, als das Kunstwerk, das es befriedigen sollte.

Diese Zeit war nun vorbei, der natürliche Zusammenhang von Poesie und Religion des Volkes mit der bildenden Kunst war schnell vergessen, man hatte die Kunst gleichsam abgezogen, sie als besondere köstliche Drogue für seltenen Gebrauch beiseite gestellt. Die Kunst war erschöpft, und man glaubte, nicht das Alter, sondern schlechte Nahrung habe sie auf den Tod gebracht. Durch erlesene Krankenkost wollte man ihr wieder aufhelfen. Es beginnt das Suchen nach fruchtbaren Gegenständen für die Kunst. Goethe selbst hat manche schöne Tage mit Nachsinnen über neue Aufgaben verbracht. Das allgemeine Heilmittel glaubte man in Stoffen aus der antiken Poesie in Nachbildung antiker Kunstwerke zu finden.

Inzwischen war nämlich ein weittragendes Ereignis eingetreten. Eben als sich die Kunst ausgelebt hatte, trat ein Pfadfinder auf, der das Interesse für sie in anderer Weise neu zu beleben wußte. Winkelmann hatte die Kunstgeschichte begründet. Weil er aber mit antiker Kunst begonnen hatte, in ihr mit Weitsicht aus beschränktem Material eine geschichtliche Entwicklung entdeckt, auf die Mannichfaltigkeit und das Besondere ihrer Gegenstände aufmerksam gemacht hatte, meinte man mit leicht begreiflicher Verwechslung in der Nachahmung dieser Kunst, vor allen in der Inspiration durch dieselben Gegenstände, die Rettung aus Zuständen der Schwäche zu finden, und vergaß, daß jene Gegenstände und Formen des Wichtigsten ermangelten, was sie zu ihrer Zeit ausgezeichnet hatte, der Gemeinverständlichkeit.

Noch andre Umstände wirkten zusammen, das Interesse ausschließlich auf die klassische Kunst zu beschränken. Die Aufklärung, kirchenseindlich, war voll Scheu vor jenen märchenhaften oder pomphaften Darstellungen aus dem christlichen Mythenkreise, die bald zwei Sahrtausende lang die Kunst fast ausschließlich beschäftigt hatten, und wies zum Ersatz auf die olympischen Götter, die harmlos

und lustig genug schienen. Warnungen von dieser Seite klingen nach in jenen uns am befremdlichsten scheinenden Stellen der italienischen Reise, wo von christlichen Stoffen als von abscheulichen, nie genug zu verurteilenden Gegenständen gesprochen wird. Für den Deutschen kamen noch die neueren ästhetischen Schriften in Betracht, die gerade auf Goethes Jugend gewirkt hatten. Diese Schriftsteller, im protestantischen, kunstarmen Norden erzogen, waren unbekannt mit großen Leistungen der neuen Kunst, waren mit ihren Beispielen auf die Antike angewiesen, an die sie beim Mangel eigener Anschauung wenigstens von der Literatur her anknüpfen konnten.

Das Interesse für antike Kunst war so von verschiedenen Seiten in einem früher ungeahnten Maße wachgerufen. Goethen hatte es schon in der Heimat erfaßt, darauf war er vorbereitet, der Betrachtung dieser Werke gab er sich mit ganzer Seele hin.

Man darf nicht verlangen, daß er auch die Arbeit des geschichtlichen Forschers hätte leisten sollen. Auf diese kam es aber für die ältere italienische Kunst zunächst an, auf sie erst konnte die ästhetische Würdigung folgen. Es mag paradox erscheinen, aber für die geschichtliche Forschung war Goethe zu objektiv. Sie setzt eine subjektive Beweglichkeit voraus, die seinem Wesen, dem es angemessen war, die Gegenstände ruhig an sich herankommen zu lassen, ihre Reise abzuwarten, ewig fern lag.

Nichts ist bezeichnender für die einfache Folgerichtigkeit seiner Natur, als sein Verhalten gegenüber der älteren italienischen Kunst. Er tritt ihr dort nahe, wo wirklich der einzelne Künstler mit vollem Ernste die Antike studirt hatte. Er ist der erste, der wieder den vollen Wert Mantegnas zu erkennen vermag, jenes Künstlers, der sich an der Statue gebildet hatte, der in der plastischen Durchführung seiner Kompositionen weiter ging, als irgend einer seiner Zeitgenossen, zuweilen sogar zu weit für ihren malerischen Zusammenhang. Unter den Architekten tritt ihm Palladio am nächsten, der eingehend, in mancher Beziehung noch heute musterhaft, die römischen Bauwerke durchforscht hatte. Sorgfältig und beifällig beachtet er, wie die unerschöpfliche Phantasie jenes geistreichen Künstlers immer neue Auswege findet, den modernen Bedürfnissen die alten Formen anzupassen. Italienische Medaillen sammelt er zu einer Zeit, wo Künstler wie Pisanello, die heute in aller Munde sind, kaum dem Namen nach bekannt waren, weil ihm ihre Werke von den antiken Münzen her, die sie nachzubilden versuchten, vertraulich waren. Man muß nicht verlangen, daß er Mauern hätte einrennen sollen. Er trat freimütig ein, wo eine Thür offen stand.

Im ganzen übersehen, setzt es uns im Gegenteile in Erstaunen, wie breit sein künstlerisches Interesse war: das Altertum von der ägyptischen Skulptur an, für deren feine Naturbeobachtung ihm sogleich das Auge aufgegangen war, die griechische Kunst, deren Bedeutung er ahnt — welche ausgebildete Empfänglichkeit setzt es voraus, aus einer schwächlichen Zeichnung sogleich den Wert der

Parthenonskulpturen zu erkennen! — die Renaissance von Raffaels und Michelangelos römischen Jahren an bis zu den Werken, die sich in die Zeit seiner eignen Jugend erstrecken. Selbst für Tiepolo hat er noch einen milden Blick. Bilder niederländischer Landschaften leben beständig in seiner Phantasie; tirolische Vordergründe erinnern ihn an Eberdingen, und noch in Neapel möchte er die Mondnacht von Art van der Neer dargestellt sehen. Nehmen wir dazu, daß er schon lange für heimische Maler wie Albrecht Dürer, für nordische Baukunst das rechte Wort gefunden hatte, so sehen wir ihn das ganze Gebiet der alten und neuen Kunst umfassen. Nur wenige Jahrhunderte der italienischen Kunst sind ihm verschlossen; freilich sind das vierzehnte und das fünfzehnte darunter, die wir heute so übermäßig schätzen, daß sich fast der Begriff der Kunst mit ihren Werken deckt. Zwar nur uns Deutschen und den Engländern. Ein kunstgebildeter Franzose würde bei Goethe wenig vermiffen, vielleicht das Repertoire eher zu reich finden. Auch wir sollten uns zuweilen die Frage stellen, ob unsre Reiseführer, die das arglose Publikum auf Fra Angelico und Signorelli hegen, des Guten nicht zu viel thun. Künstler dieser Art zu verstehen, bedarf es langer Vorbildung, die sich nicht jeder verschaffen kann, während Guidos Sanftmut, Annibales Erfindungsreichtum, die Größe Ludovico Caraccis, an denen heute der Reisende vorbeigewiesen wird, leicht begreiflich wären. Mit weniger Trecento und Quattrocento würde mehr Freude und vielleicht auch mehr echtes Verständnis für Kunst unter die modernen Reisenden kommen.

Nicht von den Künstlern und Dichtern, wie so oft behauptet wird, ist die Beschäftigung mit der italienischen Kunst des Mittelalters und der Frührenaissance ausgegangen. Ehe noch von Romantik, Nazarenertum oder Präraffaellismus die Rede war, hatte sich die Forschung jener Zeit wieder zugewandt. Folgerichtig hatten, nachdem Winkelmann die klassische Kunst geschichtlich behandelt hatte, Gelehrte den folgenden Zeiten ihre Studien gewidmet. Agincourt, der seinem Werte nach noch immer nicht richtig gewürdigte Begründer der modernen Kunstgeschichte, hatte schon Jahre vor Goethes Ankunft in Rom eine reiche Sammlung von Abbildungen nach Kunstwerken des Mittelalters und der Renaissance angelegt, die er nun mit großem geschichtlichem Takte ordnete und erklärte. Goethe hat diese Sammlung in Rom gesehen, sie macht ihm in jenen Tagen, in denen er ganz in der Antike lebt, auf jene spätere Kunst nicht vorbereitet ist, wenig Eindruck. Nur der Fortdauer der Kunstübung in den mittleren Zeiten wird er sich bewußt. „Man sieht — sagt er —, wie der Menscheng Geist während den trüben und dunkeln Zeiten immer geschäftig war.“

Das Erscheinen von Agincourts ausführlichem Werke, das er später in Deutschland kennen lernte, die ähnlichen Bemühungen Ottleys und der beiden Vasinio machen ihn in folgenden Jahren mit den großen Meistern von Florenz und Pisa bekannt. Und nun versäumt er keinen Augenblick, sich ihnen ganz

hinzugeben. Der zweite Teil des Faust ist voll von Anspielungen auf Werke der alten italienischen Kunst.

3.

Alles Studium der Natur und Kunst kommt, wie er es gehnt hatte, wieder dem Dichter zu Gute. Schon bei der rhytmischen Durchbildung der Sphigenie benutzte er Bilder und Büsten, um sich ihr Bild lebendiger auszugestalten. Im Tasso, dem Mittelpunkte seiner poetischen Thätigkeit in Italien, schießt Leidenschaft, Poesie, Kunst und italienische Natur wie in einem Brennpunkte zusammen. Über die Entstehung dieses Werkes erhalten wir durch die Briefe aus Italien neue Belehrung. Im Oktober 1780, also zu einer Zeit, in der das Verhältnis zur Stein noch nicht seinen späteren heftigen Charakter angenommen hatte, war der Plan zu dem Stücke entstanden. Zwei Akte wurden ausgeführt. Sie waren wie die erste Sphigenie in einer Art rhytmischer Prosa abgefaßt. Von einer Nachricht in Mansos alter Biographie des Tasso ausgehend, die ihm durch Heines Übersetzung in der Iris wieder vor Augen gekommen war, sollte es schildern, wie Tassos verborgene Liebe zu einer Dame des Hofes von einem ferraresischen Edelmann, der sich in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt hatte, verraten wird. Tasso stellt ihn zur Rede, schlägt ihn ins Gesicht und muß nach einem Zweikampfe, in welchem der Verräter fällt, aus Ferrara fliehen, eine Begebenheit, die zum Ursprung seiner späteren Leiden wurde. Ein persönliches Erlebnis mag Goethen auf diesen Stoff geführt haben. Er hatte einen Genossen der Geniezeit, der den Stil seiner Jugenddichtungen mit viel Geschick nachzuahmen versucht hatte, Reinhold Lenz, in Weimar aufgenommen. In diesem hatte sich ein geheimer Haß gegen Goethe entwickelt. Er konnte die immer wachsende Größe seines Vorbildes nicht ertragen. Er war Goethes erster wirklicher Feind aus Neid. Es war ein Verhältnis gleich dem zwischen Bandinelli und Michelangelo. Wie Bandinelli glaubte, wenn er nur des Michelangelo Marmorblöcke habe, könne er des Michelangelo Dinge machen, so suchte sich Lenz in kindischer Weise des Materials zu versichern, an dem sich Goethes Empfindungen bildeten. Er suchte sich die Neigung der Frauen zuzuwenden, die Goethe liebten. Dann wollte er alles machen, was Goethe machte, nur besser, um zu zeigen, wie es hätte geschehen sollen. Erst hatte er bei Friederiken Goethes Vertrauen mißbraucht, nun in Weimar drängte er sich an die Stein und beging eine jener ihm eigentümlichen, halb läppischen, halb verschmitzten Indiskretionen, von denen seine Komödien und schamlosen, aus dem Nachlasse veröffentlichten Fragmente genug Beispiele geben.

Nur kurze Zeit arbeitete Goethe am Tasso. Das Abenteuer mit Lenz mag für ihn bald alle Bedeutung und damit auch der Stoff seine Anziehungskraft verloren haben. Das Fragment nahm er nach Rom mit, um es gelegentlich für die neue Ausgabe seiner Werke zu überarbeiten.

Merkwürdig ist nun, wo des Tasso in der italienischen Reise zum erstenmale mit Bedeutung gedacht wird. Als Goethe sich anschickt, Rom zu verlassen, schreibt er noch in den letzten Augenblicken vor der Abreise an die Stein. Der Brief, der uns jetzt in der ursprünglichen Fassung vorliegt, hat in dem Buche eine weitgehende Änderung erfahren. Hier lesen wir nach einleitenden Bemerkungen über die Fortsetzung seiner Reise, die aus dem Originalbriefe beibehalten wurden, seinen Bericht über seine Absichten, weitere Studien und Arbeiten betreffend, wobei Tasso als die wichtigste zunächst vorzunehmende Arbeit hervorgehoben wird, wovon im Originalbriefe nichts enthalten ist. Der Stein schreibt er im Gegenteil, er wolle nicht eingehen auf das, was er in Rom sich zu eigen gemacht habe; alles drängt ihn, ihr in diesem merkwürdigen Augenblicke wieder einmal seine ganze Liebe zu bekennen, in Worten, welche über die nur zu oft besprochene Natur dieses Verhältnisse völlige Klarheit verbreiten: „An dir hänge ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft die Erinnerungen zerreißen. Ach, liebe Lotte, du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue, und daß der Gedanke, dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mag's nennen, stellen und legen, wie ich will, aufreißt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu dir Formen geben, wie ich will, immer, immer — verzeihe mir, daß ich dir wieder einmal sage, was so lange stockt und verstummt.“

Nicht das erstemal, hören wir, kann er den Ausdruck leidenschaftlicher Sehnsucht nicht zurückhalten. Manche Stellen in früheren Briefen an die Stein werden nun verständlich. Wie fein Tasso Leonoren, ist er mit zu kühnen Wünschen an sie herangetreten, wenn auch im Leben nur eine oft schwer ausgleichbare Verstimmung, nicht wie im Drama ewige Trennung, die Folge war. Als Goethe für den Druck seiner Reise nach Jahren diese Brieffelle, die nicht mittheilbar war, las, kam ihm sogleich der Tasso in den Sinn, in welchem diese Gefühle nachgebildet sind.

In der Folge ist in den Briefen an Herder und an den Herzog häufig von der Arbeit am Tasso die Rede, zugleich aber davon, daß er alles, was er bisher daran gemacht habe, wegwerfen müsse. Das darf uns nicht überraschen. War Tasso früher eine Geschichte verratener Freundschaft, so wird er jetzt zum Trauerspiele der unbefriedigten Liebe. Goethe hatte in Italien eine neue Biographie des Dichters kennen gelernt und hier die Anekdote gefunden, daß Tasso, von Leidenschaft bezwungen, die Prinzessin einmal vor dem versammelten Hofe geküßt habe. Das war zum Mittelpunkte der neuen Dichtung geworden, in die er ein Bekenntnis über die zehn letzten Jahre seines Lebens legt: alle Zweifel an einer künstlerischen Begabung, Zwang und Widerspruch seines künstlerischen Gewissens gegen Hof- und Geschäftsleben, als Anfang und Ende aber die Liebe zu jener Frau, der sein ganzes Wesen hinzugeben ihm für immer versagt war. Daß ein gutes Teil seines Lebens in diesem Stücke liege, hat er

im Alter selbst gegen Eckermann bekannt. Nicht der Bruch mit der Stein, wie gefabelt wurde — der Plan war längst gemacht, das Stück fast vollendet, als jenes Ereignis eintrat, das Stück enthält zudem auch nichts von einem Zurücktritte des Mannes, vielmehr das gerade Gegenteil —, sondern sein Leben mit ihr, dieses beständig sich erneuernde Anziehen und Abstoßen wird in geschlossener Handlung versinnbildlicht, geschmückt mit allem, was Italien an Kunst und Poesie, was es in seinen Lustgärten an berauscher Landschaft bot. Im Boboligarten zu Florenz war der neue Plan durchgeführt worden. Tasso ist das poetische Denkmal der italienischen Reise. Vielleicht hat die Vorstellung der Trennung mit jener befreienden Wirkung, welche die Poesie auf Goethe hatte, vorgewirkt und so die wirkliche Trennung von der Geliebten erleichtert.

Nach der Rückkehr aus Italien geht bald eine große Veränderung in der Art von Goethes Dichtungen vor sich, jene persönlichen Bekenntnisse, die vom Werther bis zum Tasso vorherrschen, verschwinden. Das beginnende Verhältnis mit Christianen findet sich noch in den Römischen Elegien dargestellt, seit er sie aber in sein Haus aufgenommen, mit ihr eine für sein Gewissen gültige Ehe geschlossen hat, erscheint sie nicht mehr in seiner Poesie, das Glück der Ehe ist kein Gegenstand der Mitteilung. Beruhigt und befriedigt, wie er ist, sind ihm seine Zustände keine psychologischen Probleme mehr. Mit dem Großophtha knüpft er wieder an ein Jugendwerk, die Mitschuldigen, an. Unbeteiligt, fast belustigt, sieht er darin dem Treiben hochstehenden Gefindels zu. Dann folgt die Natürliche Tochter. Als wären die Menschen von Krytall, sieht man ihnen bis in das Herz. Endlich die letzten Bücher des Wilhelm. In der Zeit der Bekenntnispoesie erdacht, werden sie nur ausgeführt nach langer Vorbereitung und Läuterung, als er auf jene Jahre des Entwerfens schon selbst wie ein Unbeteiligter hinsah. Hier erscheint die alte Freundin als Natalie. Nicht nur das ganze Wesen, selbst kleine Züge weisen auf diesen Zusammenhang. Wie in jener bedeutenden Nacht, wo Wilhelm und Natalie zusammen um Felix sorgen, diese Sorge um ein Kind ihre Herzen verbindet, um ein Kind, das nur dem einen von ihnen angehört, so hatten Goethe und Charlotte Fröhen zwischen sich gestellt, das Kind, das sie mit gleicher Liebe gemeinsam erzogen. Nun berichten auch noch die Briefe aus Italien, daß Goethe den Knaben mit auf die Reise hatte nehmen wollen, wiederholt bedauert er, diesen Plan nicht durchgeführt zu haben. Das führt auf Wilhelm zurück, der es zur Bedingung seiner Abreise macht, Felix mitnehmen zu dürfen. Gewiß eine Reminiscenz an jene ersten Reisewochen, in denen Goethe das liebe Kind so schwer entbehrte. Nicht Skizzen sind diese letzten Bücher des Wilhelm, sondern ein wohlgestimmtes Bild, in dem das Einzelne sich bescheiden dem Gesamtkolorit unterordnet. Wie von einem hohen Berge sieht man herab, wenn die weite Landschaft unten liegt und alles Einzelne durch die zarten Schichten der dazwischen liegenden Luft verbunden und halb verschleiert wird. Hatte er in der

Sphigienie Charlotte gebildet, sämftigend und bestimmend, wie sie ihn an Weimar fesselte, in Leonore die Frau, die ihn durch ihre Liebe entzückte und erschütterte, so ist Natalie das verklärte Abbild der verlorenen unvergeßlichen Freundin, das still durch die zarte, blaue Luft des Mittags von Goethes Poesie schreitet. Zu derselben Zeit schrieb er die Verse:

Schwänden dem innern Auge die Bilder sämtlicher Blumen,
 Leonore, dein Bild brächte das Herz sich zurück.

Nach diesen Dichtungen, an die sich Hermann und Dorothea, Meineke und so manches andre schließt, beginnt eine neue Periode in Goethes Schaffen, in welcher er als Historiker auftritt. Nun macht er sich an die großartige Geschichte seines Lebens. Bei der Schilderung des Selbsterlebten und des Selbsterworbenen erfährt ihn ein echt geschichtlicher Geist; es ist ein schönes Wort Welkers, daß kein Neuer dem Geiste der griechischen Historiker so nahe gekommen sei, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit. Als Fortsetzung dieses Werkes giebt er die italienische Reise heraus. „Aus meinem Leben, zweiter Teil“ stand auf dem Titel der ersten Auflage. Nach der Geschichte seiner Entwicklung brachte er die Geschichte seiner reichsten Lebensjahre. Aber nur das ganze Bildungselement, das in dieser Reise lag, kommt zur Erscheinung, alles Persönliche wird getilgt, sogar kleine Novellen werden der Täuschung halber dazu erfunden. Was sich auf seine große Liebe bezog, lag in der tiefsten Kammer seines Herzens verborgen.

Wie er nun das vorhandene Material benutzt, verbindet, ergänzt, ist selbst wieder eine der größten künstlerischen Leistungen. Sollen wir bedauern, daß durch diese Arbeit ein beträchtlicher Teil der ursprünglichen Aufzeichnungen verloren ging? Abgesehen davon, daß es müßig wäre, wäre es auch thöricht. Unübersiehbar sind die Wirkungen, welche das Buch in den siebenzig verflossenen Jahren ausgeübt, unberechenbar, was Deutschland durch diese Wirkungen gewonnen hat. Daß die Betrachtung der Werke der bildenden Kunst ein hohes Bildungsmittel für jeden ist, wurde erst durch die italienische Reise den Deutschen zum Bewußtsein gebracht; die Sehnsucht, die das Buch in so vielen nach Italien erregte, von denen viele dann wirklich nach Italien kamen, die ohne diese Anregung nie dorthin gedacht hätten, hat es allein schon zu einem der größten Freudenbringer gemacht; der Fähigkeit, die es entwickelte, objektiv zu sehen, auf der Reise die Augen offen zu haben, hat die deutsche Kultur manches von dem Besten in ihr zu verdanken.

Eine freudige Anerkennung der Wirkungen der italienischen Reise wird uns aber nicht hindern, zu genießen, was von den ursprünglichen Aufzeichnungen gerettet wurde. Es ist nicht Neugierde oder literarische Klatschsucht, wenn wir in Goethes Leben immer tiefer einzudringen suchen, wenn uns alles, was er erlebte und empfand, zum Problem wird. Es kommt nicht wie bei andern Kleinliches ans Licht. Durch jede neue Mitteilung wird er größer, oder wir

lernen vielmehr seine Größe von neuer Seite bewundern. Wenn er nie eine Zeile von seinen Gedichten und Dramen geschrieben hätte, so würde er allein durch seine eignen Aufzeichnungen über sich noch immer als der größte Mann seiner Nation, als die Blüte der neueren Jahrhunderte erscheinen. Möge daher sein Leben ein beständiges Vorbild und Studium bleiben, wie er vorahnend von seinem Humanus aussprach:

Sein Leben wird den köstlichsten Geschichten
Gewiß dereinst von Enkeln gleichgeseht.



Wie ein Kurort entsteht.



uf welche Weise sich Seneca zu einem großen Kapitalisten emporarbeitete, haben die historischen Rechenkünstler mit Genauigkeit nachzuweisen vermocht. Daß der Diktator Gambetta sich hätte eines Urgroßvaters rühmen können, der auf den traulichen Rufnamen Gamberle hörte und ein biederer Schwabe war, ist vielleicht kein bloßes Wortspiel. Wir erfahren alles und jedes, wenn wir es wissen wollen, über die vielgewundenen Lebenswege von Leuten, welche sich aus der großen Menge menschlicher Nullen zu der Bedeutung von Nullzahlen emporarbeiteten. Aber fertigen und stattlich uns begegnenden oder wohl gar auf uns herabblickenden Dingen ihr Entstehen, ihr mühsames Gewordensein abzufragen, will uns nicht immer gelingen, dünkt uns auch häufig eine müßige Aufgabe, zumal wenn wir zu den Besserwissern zählen, die sich lediglich um die Frage kümmern, warum denn noch nicht alles bis zum letzten Tüpfelchen der Vollkommenheit gediehen ist und warum man uns nicht um Rat gefragt hat.

Ich sitze hier in einem Badeorte, der mich durch ein paar Moorbäder von einem mir plötzlich auf einer Reise angeflogenen sehr schmerzhaften Hüftweh geheilt hat, und da ich zu den Kurgästen gehöre, deren Dankbarkeit sich nicht im Bewundern von Frauenkleidern und im Beflatschen von Kurmusikanten erschöpft, so bin ich liebevoll auf die Suche nach vergilbten Spuren der Entstehungsgeschichte dieses Hygiea-Mythos gegangen. Was ich ermittelte, sei im Nachstehenden mitgeteilt. Große Mühe habe ich nicht darauf zu verwenden brauchen, denn mein Glückstern führte mich auf einen Vorgänger, der vor drei Jahrzehnten mit Bienenfleiß alles zusammengetragen hat, was in Kanzleien der verstäubtesten Art sich in der Form von Aktenbündeln allmählich über diesen Gegenstand gesammelt hatte. Meine Aufgabe bleibt für den vorliegenden Zweck somit sehr einfach. Ich habe durch das Moor von Protokollen, Gutachten, Regierungsreskripten, chemischen Analysen u. s. w. mir einen Weg mittels einer genügenden Anzahl standhaltender Bretter zu bahnen, damit ich in dem Wüste nicht versinke, und wenn ich soweit für mein Fortkommen Sorge trug, dann von Station zu Station das Berichtswerte ins Auge zu fassen und in gedrängter Kürze übersichtlich zusammen zu tragen. Freie ich nicht, so wird sich daraus ein Stück Kulturgeschichte ergeben, dessen unerfreuliche Seiten zahlreich sind, aber in ihrer häufig humoristisch stimmenden Wirkung den alten Erfahrungssatz bestätigen, daß es uns Menschen gar nicht so übermäßig schwer fällt, die